

Alle Rechte an der Übertragung ins Deutsche bei Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg

Aus dem Englischen von  
Ruth Kriss-Rettenbeck (Text) und Barbara Duden (Anmerkungsteil)

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

*Illich, Ivan:*

Genus : zu einer historischen Kritik der Gleichheit / Ivan  
Illich. [Aus dem Engl. von Ruth Kriss-Rettenbeck (Text)  
und Barbara Duden (Anm.)]. – 2., überarb. Aufl. –

München : Beck, 1995

(Beck'sche Reihe ; 1105)

Einheitssacht.: Gender <dt.>

ISBN 3 406 39205 9

NE: GT

Die englische Originalausgabe erschien 1982 bei Pantheon Books,  
New York, unter dem Titel *Gender*  
Die deutsche Erstausgabe erschien 1983 im Rowohlt Verlag, Reinbek bei  
Hamburg

ISBN 3 406 39205 9

2., überarbeitete und ergänzte Auflage. 1995

Umschlagentwurf: Uwe Göbel, München

© 1982, 1983 by Ivan Illich

Für diese Ausgabe:

© C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck), München 1995

Gesamtherstellung: C.H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem,

aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff hergestelltem Papier

Printed in Germany

# Inhalt

Vorwort . . . . .	7
I. Sexismus und ökonomisches Wachstum . . . . .	11
II. Ökonomischer Sexus . . . . .	21
Die legale Ökonomie . . . . .	21
Die verschwiegene Wirtschaft . . . . .	26
Schattenarbeit . . . . .	30
Die Feminisierung der Armut . . . . .	40
III. Vernakuläres Genus . . . . .	44
Doppelsinnige Komplementarität . . . . .	46
Soziobiologischer Sexismus . . . . .	48
Der Sexismus der Sozialwissenschaften . . . . .	51
IV. Vernakuläre Kultur . . . . .	58
Genus und Werkzeuge . . . . .	59
Genus und Rente, Handel und Handwerk . . . . .	61
Genus und Verwandtschaft . . . . .	65
Genus und Ehestand . . . . .	66
V. Genusbereiche und gemeiner Lebensraum . . . . .	71
Raum / Zeit und Genus . . . . .	71
Genus und das Zuhause . . . . .	77
Genus und das Begreifen von Wirklichkeit . . . . .	83
Genus und Sprache . . . . .	87
VI. Genus durch die Zeit hindurch . . . . .	92
Genus-Überschreitung und Verstoß . . . . .	94

Das Entstehen des Heterosexuellen . . . . .	98
Die Ikonographie der Geschlechtlichkeit. . . . .	106
VII. Vom gebrochenen Genus zum ökonomischen „Sexus“ . . . . .	113
Thematische Anmerkungen . . . . .	124

## Vorwort

Jenen Bruch in und mit der Vergangenheit, den andere als die Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise zu fassen versucht haben, beschreibe ich hier aus anthropologischer Sicht als Genus-Verlust. Heute, beim Lesen der Korrekturfahnen der durch Wolfgang Beck ermöglichten Neuauflage dieses Buches hat „Genus“ für mich, lebensgeschichtlich, an Stellenwert gewonnen.

Beim Studium der Geschichte wurde mir immer wieder zum Anstoß, daß die Schrecken der Moderne letztlich nur als Umstülpungen des Evangeliums verstanden werden können. Unter dem Einfluß meines Lehrers Gerhard Ladner trieb mich das Grauen vor der *corruptio optimi quae est pessima*. Diese „schreckliche Verderbnis des Böstlichsten“ blieb für mich das Geheimnis, das ich aufhellen wollte. Auch dieses Buch handelt davon: vom Untergang der Liebe in der Sexualität.

Als Kaplan und Theologe, als Historiker, als Rektor und als Philosoph ständig im Ringen mit aller Art von Entwicklungsdiensten, habe ich es mir immer wieder zur Aufgabe gestellt, die bewußtseinskonstitutive Entfremdung, die Verbreitung von Bedürftigkeit und die Modernisierung der Armut zu verstehen, die durch Revolution oder Entwicklungshilfe den damals gerade erfundenen „Unterentwickelten“ beigebracht werden sollte. Zwei Jahrzehnte lang habe ich versucht, die Heteronomie der neuen Selbstverständlichkeit nicht nur im Kontrast mit der europäischen Vergangenheit, sondern auch mit allen anderen mir bekannten Lebensformen bloßzustellen. Als ich mit diesem Buch begann, war die Frage nach der neueren Geschichte der „ersten Person des Plurals“, also der Sozialgeschichte des erlebten „wir“, schon in den Brennpunkt meiner Aufmerksamkeit gerückt. Der unvermeidliche Verlust

von Bezogenheit auf Ort, Dialekt und Geschichte im Zuge der Monetarisierung erschien mir als Zerstörung jeder Grundlage für Ethik.

Es ging mir – ob nun im Slum von New York, in Puerto Rico oder in Südamerika – vor allem um das Verständnis und womöglich um die Reform jener weltumspannenden, mythropolitischen Rituale wie Schule, Medizin, Mission, Urbanistik, Transport und Propaganda, durch deren Zeremoniale die Handlungsstile unserer Epoche und ihr zwingender Wertcharakter bestimmt worden sind. Als Zeuge der damals meist übersehenen, kulturzersetzenden Entwicklungsfolgen wollte ich zur Einsicht in ihre unvermeidlich verdörrenden, verkrüppelnden, vereinzelnenden Wirkungen aufrufen. Durch meine Analysen wollte ich die Nachfrage auf dem Entwicklungsmarkt mit Nachdenklichkeit und Humor spicken und die intellektuellen Grundlagen für neue Weisen des Freund-Seins in einer sterilen Fremde aufzeigen. In meinem Lebenslauf steht „Genus“ am Wendepunkt von der aggressiven Kritik an den degradierenden Zeremonien des Entwicklungsrituals zur bedachtsamen historischen Forschung über den Wandel der Wahrnehmungsweisen, die das Absterben von unzähligen würdigen Lebensformen, also von Arten der Gegenseitigkeit, verständlich macht.

Wie jedem der diesem Buch vorhergehenden Essays lag auch „Genus“ eine Polemik zugrunde. „Genus“ ist der Niederschlag eines Gespräches mit Barbara Duden, das sich aus einem Streit über die Bewertung der Frauenarbeit im 19. Jahrhundert entsponnen hatte. Wir haben das Gespräch bei Sigmar Groeneveld in Göttingen, und dann, während meines Aufenthaltes 1981/82 am Wissenschaftskolleg zu Berlin, insbesondere mit Uwe Pörksen, Ludolf Kuchenbuch, Ruth und Lenz Kriss-Rettenbeck so vertieft, daß ich gar nicht angeben könnte, wem ich welchen Absatz verdanke.

Meine unentwegte Aufmerksamkeit für die Leibhaftigkeit der Entwicklungsfolgen schulde ich weitgehend Valentina Borremans. Wie Zeug und Fleisch, Geschirr und Geste verwachsen waren, wie sie erst in diesem Miteinander bedeutungsträchtig sind, und wie bereits der vom Missionar geschenkte, grellfarbi-

ge Plastikkübel nicht nur das Schreiten der an den kupfernen Kessel gewöhnten Wasserträgerin im Sahel, sondern den sozialen Rahmen für den ihrer würdigen Brauch zersetzt hat, war damals schon eine Sorge, die uns seit zwanzig Jahren bewegt hatte.

So wie der Anstoß zu diesem Buch von Barbara Duden kam, so verdankt ihr heute ein wachsender Kreis einander freundschaftlich verbundener Denker die Fortsetzung unserer Konversation. Um unseren Tisch in Berlin, in Kalifornien, Pennsylvanien und Bremen hat sie eine Atmosphäre der kritischen und disziplinierten, treuen, ja, privilegierten Nähe ermöglicht und gepflegt, in der viele fruchtbare Gedanken entfaltet, viele überraschende Schriften verfaßt worden sind. In diesem Stil des forschenden Umgangs hat sich im Laufe der letzten 15 Jahre vieles geklärt, was in diesem Buch noch mühsame Frage war. Beim Lesen der Korrekturen für diese Neuauflage – deren Übersetzung von Claudia Sandkühler verständnisvoll und behutsam überarbeitet worden ist – habe ich oft nur mit großer Mühe vermieden, auf diese reichen Geschenke hinzuweisen.

Die englische Fassung dieses Buches habe ich 1982 als Studiengrundlage für meine Hörer an der Universität von Kalifornien in Berkeley in enger Zusammenarbeit mit Lee Hoinacki geschrieben. Im Wintersemester darauf habe ich die inzwischen von Ruth Kriss-Rettenbeck mit wunderschöner volkscundlichen Verständnis erstellte deutsche Übersetzung an der Theologischen Fakultät der Universität Marburg diskutiert. Die Fußnoten sollten als Studienhilfen verstanden werden, denn der Text hat eine damals ganz neue These zur Diskussion gestellt und nicht eine fertige Theorie belegen wollen. Sie wurden im deutschen Text von Barbara Duden erweitert und sind hier unverändert abgedruckt. Die Fußnoten sind Exkurse, Tangenten, Aufforderungen zur Diskussion. Sie richten sich an Zuhörer in den frühen 80er Jahren und sollten ihnen als Anleitungen zum selbständigen Weiterstudium dienen. Sie sind kontrapunktisch zum Haupttext komponiert zu einer Zeit, als mein New Yorker Verleger noch gegen den Titel

„Gender“ einwenden konnte, daß dieses Wort im Sachkatalog der US-Nationalbibliothek nur eine grammatikalische Klassifikation bezeichnet.

1976 hat mich Ernst Ulrich von Weizsäcker erstmals nach Deutschland, nach Kassel eingeladen. Ich habe dort die Geschichte der Knappheit als Thema meiner Vorlesungen gewählt, und das war der unmittelbare Anlaß, um mich mit dem Genuschwund zu befassen. Inzwischen scheint mir die Geschichte der Proportionalität, also die Epochenspezifität des Erlebens von Entsprechung, Verhältnismäßigkeit und Angemessenheit der Schlüssel für ein Verständnis der heute herrschenden Aporien zu sein. Der Schwund der Proportionalität in Musik, Architektur, Anatomie, Astronomie, Politik und Ethik, ja der Verlust des Wahrnehmungsvermögens für diese Gegenseitigkeit sind der rote Faden, an dem entlang unsere Konversationen sich entspinnen. Im Rückblick war also die Einladung nach Kassel, und die Vorlesung zur Geschichte der Knappheit, ein erster Schritt in der Erforschung der Geschichte des heute erlebten Gegenübers. Nun ist es wieder E. U. v. Weizsäcker, durch dessen Vermittlung Georg Spahn mir die Möglichkeit gibt, mich an diese Geschichte der Freundschaft zu machen.

Fünf Jahre schon stand die Geschichte des Blickens im Brennpunkt unserer Vorlesungen in Philadelphia, Oldenburg, Frankfurt, Tübingen, Bremen und Hannover, und sie hat sich schon in mehreren Büchern niedergeschlagen. Was als Streit begonnen und ein Jahrzehnt lang die Konversation belebt hat, ist in Bremen zum Forschungsstoff eines wohlhingessenen Kreises unserer Studenten geworden. Hier haben wir uns jetzt bei der Lektüre von Emmanuel Levinas an die Geschichte des Erblickens der Pupilla im Antlitz des Anderen gemacht. Ich hoffe das Manuskript dieser Weiterführung von Genus meinem Verleger Wolfgang Beck noch unterbreiten zu können.

*Ivan Illich, 1995*

### III. Vernakuläres Genus

Außerhalb des Industriesystems ist geschlechtsneutrale Arbeit undenkbar. Es gibt nur wenige Tätigkeiten, die von Frauen und Männern gleichermaßen verrichtet werden können. Der Mann kann in der Regel keine Frauenarbeiten ausführen. Im Paris des frühen 18. Jahrhunderts konnte man einen Junggesellen leicht am üblen Geruch und trüben Blick erkennen. Aus den Akten der Notare wissen wir, daß alleinlebende Männer weder Hemd noch Leintuch hinterließen, wenn sie starben. In der Zeit von Ludwig XIV. konnte ein Mann kaum überleben ohne eine Frau, die ihm den Haushalt führte. Ohne Frau, Schwester, Mutter oder Tochter konnte er sich nur jämmerlich kleiden, säubern und ernähren; es war ihm unmöglich, Hühner zu halten oder eine Ziege zu melken; er kam, wenn er arm war, weder zu Eiern noch zu Butter oder Milch. Selbst wenn er die nötigen Ingredienzien erwerben konnte, so war es ihm doch nicht möglich, die meisten Speisen zu kochen.<sup>50</sup> Noch heute würde im ländlichen Mexiko eine Frau eher vor Scham vergehen, als daß sie einen Mann Bohnen kochen ließe.

Schon von weitem sieht der Einheimische, ob Männer oder Frauen an der Arbeit sind, noch bevor er sie genau erkennen kann. Jahres- und Tageszeit, die Feldfrucht und die Werkzeuge, die Weise, wie sie ihren Korb tragen, offenbaren ihm die Geschlechtszugehörigkeit. Wenn er Gänse im abgeernteten Feld erblickt, weiß er, daß ein Mädchen in der Nähe sein muß, um sie zu hüten. Begegnet er Schafen, so wird er einen Buben finden. Zugehörigkeit bedeutet: zu wissen, was sich für *unsere* Männer und für *unsere* Frauen schickt. Wenn irgend jemand das tut, was *wir* als Arbeit des anderen Geschlechts ansehen, dann muß diese Person ein Fremder sein – oder ein Sklave, der aller Würde beraubt wurde.

Genus ist in jedem Schritt, in jeder Geste, und nicht nur zwischen den Beinen. Puerto Rico liegt drei Flugstunden südlich von New York. Zwei Drittel seiner Bewohner kennen das Festland. Doch selbst heute noch haben die im Inselinneren lebenden Männer und Frauen eine verschiedene Gangart: Auf den schmalen Pfaden wiegen sich Frauen wie Segelschiffe im Passatwind, schreiten die Männer, deren Hüften im Rhythmus der Machete schwingen – beide in der unverwechselbaren jibaro-Weise. Man weiß, daß sie nicht vom benachbarten Santo Domingo stammen können, noch weniger können sie Rückwanderer aus den Staaten sein, obwohl viele Puertoricaner sich etwas von ihrem gemeinen Genus über Jahrzehnte hinweg auch unter Hillbillies und Schwarzen in der South Bronx von New York erhalten haben.<sup>51</sup>

Genus ist etwas anderes und umfaßt weit mehr als das biologische Geschlecht. Es begründet eine soziale Doppelwelt, die an jedem Ort und in jeder Zeit verschieden ist. Was ein Mann tun muß oder nicht tun kann, ändert sich von Tal zu Tal. Die Sozialanthropologen haben diese fundamentale Polarität bisher übersehen, und ihre Terminologie ist so zur Unisex-Maske für eine Wirklichkeit geworden, die zwei Gesichter hat.

Was Bohr und Heisenberg für die Epistemologie der Physik geleistet haben, steht in den Sozialwissenschaften noch aus. Es gehört heute zum Allgemeinwissen, daß Licht sowohl im Paradigma der Welle als auch im Paradigma des Teilchens physikalisch faßbar wird und daß keine dieser beiden Theorien allein seine komplexe Realität vermitteln kann. Daß eine ähnliche Betrachtungsweise für viele sozialwissenschaftliche Konzepte erforderlich ist, das ist vielen noch neu.<sup>52</sup>

„Kultur“ oder „Verhalten“ sind typische Begriffe, die auf „den“ Puertoricaner angewendet werden, sobald er zum Studienobjekt wird. Sozialarbeiter mühen sich ab, um mit „ihm“ ins Gespräch zu kommen. Die feinen und immer dualen Nuancen, die jeder Aspekt vernakulärer Kultur enthält, werden außer acht gelassen oder vermischt und damit jahrtausendealte Traditionen verletzt. Der Lehrer in der New Yorker Schule versucht, dem puertoricanischen „Kind“ zu helfen. Er erkennt nicht, daß Kindheit erst

entstand, als Genus im Schwanden war. Der Lehrer bedenkt nicht, daß die Symbolik von Sozialwissenschaften und modernen Institutionen keine zufällige Maßnahme ist, um Genus auf „Sexus“ zu reduzieren. Diese Reduktion ist für mich das entscheidende anthropologische Merkmal, das unser Zeitalter von allen anderen trennt. Bevor ich jedoch mit der Erörterung von Genus beginne, möchte ich drei Untiefen umreißen, an denen man leicht auf Grund laufen kann, ehe man in tiefes Gewässer vordringt. Diese Vorbemerkungen können auch dazu dienen, ein Licht auf das zu werfen, was ich ökonomischen „Sexus“ nenne.

### Doppelsinnige Komplementarität

Nur wer neu in eine Kultur eintritt, nimmt sie wahr. Für den, der in ihr lebt, gibt es Männer und Frauen und ein Drittes: Außenstehende, welche Fremde, Sklaven, Haustiere, Unberührbare oder Freaks sein können. Wenn das Geschlecht des Außenstehenden ins Blickfeld rückt, wird es analog zu dem „unserer“ Männer und Frauen gesehen. Verwandtschaft ist nur möglich zwischen jenen Wesen, die wir als Männer und Frauen betrachten. Verwandtschaftssysteme setzen Genus voraus; sie spezifizieren die Beziehungen und Interaktionen zwischen Menschen auf der Grundlage ihrer Geschlechtszugehörigkeit. Was wir als Frauen, was als Männer auffassen, kann zusammenkommen und zusammenpassen nicht nur wegen, sondern auch trotz des einzigartigen Unterschiedes zwischen ihnen. Sie passen zueinander wie die rechte und die linke Hand.<sup>53</sup> Die Analogie von männlich/weiblich und rechts/links möchte ich verwenden, um einigen gefährlichen Mißverständnissen auf die Spur zu kommen: In vielen Kulturen ist die linke Hand die schwache und kraftlose; jahrtausendlang ist sie verstümmelt worden. Rechtshändigkeit wird nicht einfach akzeptiert oder in Kauf genommen, sondern ist eingefleischte Norm geworden. Das Kind, das die Linke benutzt, wird ermahnt, die Hand wird geschlagen, auf den Rücken gebunden oder verkrüppelt. Organische Asymmetrie entsteht. Ein geringes neurologisches Über-

gewicht, das der rechten Hand besseres Tastgefühl verleiht und sie kräftiger und geschickter macht als die linke, ist zum normativen Ideal der Dominanz der rechten umdefiniert worden. Die Linke muß sich der Rechten anpassen, sie ist zur abhängigen Magd der stets umsorgten Rechten geworden. In Analogie zu dieser Entsprechung baut sich der soziologische Gemeinplatz auf, nach dem das weibliche Geschlecht sich soziobiologisch durch Anpassung an das männliche entwickelt.<sup>54</sup>

Genau diese Analogie will ich aber nicht heraufbeschwören. Ich spreche aus einem ganz anderen Grund von den beiden Händen. Jede Frau und jeder Mann können – außerhalb unserer Knopfdruckgesellschaft – nur durch das Zusammenspiel beider Hände überleben. In manchen Gesellschaften wird mehr Wert auf Rechtshändigkeit gelegt als in anderen. In China verlangen Etikette, guter Geschmack und Weltanschauung, daß sich die Rechte und die Linke, einer komplizierten Choreographie folgend, wechselweise den Vorrang geben. In einigen Gesellschaften, zum Beispiel bei den Nyoro in Afrika, ist der Linkshändige für die heilige Zunft der Wahrsager bestimmt. Aber unbeschadet der größeren Kraft, Geschicklichkeit und Würde, die einer Hand zugesprochen wird, und öfter der rechten als der linken, werden beide Hände gebraucht für komplementäre Tätigkeiten und Gesten. Es ist genau festgelegt, welche Hand der linkshändige Schamane zur Darbringung der Opfer benutzen muß. Beide Hände wirken immer zusammen und gemäß zweier Programme, von denen keines das Spiegelbild des anderen ist. So bleibt ihre einzigartige Zweiheit stets ambig.<sup>55</sup>

Unzählige Traditionen sehen unsere Existenz in einer solchen Dualität verankert. Sie bildet eine doppelsinnige Komplementarität, in der die eine Hälfte die andere weder wie ein Spiegelbild noch wie ein Schatten ergänzt. Sie unterscheidet sich vom Verhältnis zwischen Abzug und Negativ sowie von der deterministischen Struktur der Doppelhelix in der DNS. Ich mutmaße, daß diese fundamentale Dualität die Grundlage jeder Metapher und aller Poesie ist, in der allein sie angemessen ausgedrückt werden kann. Zwillinge, Nabel und Nabelschnur, Yin und Yang sind mythologische Darstellungen, in denen diese Zwei-

heit aufscheint.<sup>56</sup> Eine der Schwierigkeiten bei der Gegenüberstellung von Genus und Sexus könnte jetzt gelöst sein. Man kann gemeines Genus als Schaffung einer doppelsinnigen Komplementarität<sup>57</sup> begreifen, „Sexus“ als den Versuch der Moderne, durch Schaffung von ökonomischen Neutra diese Grundlage zu leugnen oder zu überwinden. Indem die Sozialwissenschaften alle Interaktionen auf Tausch reduzierten, bereiteten sie den Boden dafür, daß diese Zweiheit geleugnet werden konnte und zugleich eine rein ökonomische Analyse der Beziehung zwischen Frauen und Männern hinreichend schien. Deshalb spreche ich von ökonomischem Sexus. Die Erlebnisform vorindustrieller Gesellschaften ist getragen und durchdrungen von dem Sinn für Proportionalität. Die Verhältnismäßigkeit von Mann und Frau dient weitgehend als die Ausgangsmetapher für jene doppelsinnige, gegenseitige konstitutive Komplementarität, die ich mit Genus bezeichne, und die ich „vernakulär“ nenne, weil sie überall verschieden ist. In der Musikologie drückt sich diese Grundform des Erlebens in der Harmonie aus, die auf modalen Tonarten aufbaut. Im Gegensatz zu „Genus“ bezeichne ich mit „Sexus“ das vom Experiment der Moderne anvisierte Ideal ökonomisch neutraler Menschen, deren Hände für jede beliebige Arbeit passen, so wie die Töne des wohltemperierten Klaviers in alle Tonarten, die sich auf diesem Instrument spielen lassen. So wie die Geschichte der Musik nur von dem geschrieben werden kann, der von der modalen Musik anders spricht als von der temperierten, so bedarf es zweier verschiedener Arten von Sprache, um von dem zu sprechen, was war, und von dem, was ist.

### Soziobiologischer Sexismus

Als Einführung in Genus und „Sexus“ habe ich das Gleichnis von der rechten und der linken Hand gewählt, weil diese Analogie eindringlich ist, aber auch, weil sie direkt auf eine zweite Schwierigkeit hinweist, die keine grundsätzliche wie die erste ist, sondern eine aktuelle akademische Mode betrifft.

In den USA ist es heute nahezu unmöglich, geschlechtsspezifisches Verhalten zu analysieren, ohne das Lager der feministischen Marxistinnen einerseits oder das der Soziobiologen andererseits herauszufordern. Ich möchte meine Argumentation von diesen störenden Zwischenrufen freihalten. Es ist unmöglich, mit feministischen Marxistinnen Genus zu diskutieren. Sie verwenden Kategorien der politischen Ökonomie aus einer dezidiert weiblichen Zentralperspektive und eliminieren so die Ambiguität von Genus mit Hilfe eines doppelten Filters. Mit besonderer Wachsamkeit möchte ich jedoch vermeiden, mich zu einem Wortgefecht hinreißen zu lassen, bei dem die modische Rhetorik eines Lionel Tiger, E. O. Wilson, A. de Benoist und ihresgleichen zum Zuge käme. Sie gehen von einer biologisch determinierten Zweiheit aus und behaupten, daß Kultur darauf gründe; für mich dagegen ist das Einzigartige am Homo sapiens die beständige Inkarnation der symbolischen Dualität des Geschlechts. Ich möchte mich nicht auf eine Auseinandersetzung über die Beobachtungen einlassen, die die neuen Ethnologen machen; jedoch bestätigt die Tatsache, daß die genuslosen modernen Menschen sich fast wie Affen benehmen, meine These, daß die Herrschaft von Sexus inhuman ist. Den biologischen Deterministen zu antworten kann ich getrost denen überlassen, die sich in den USA das liberale Establishment nennen. Soziale Planung und Wohlfahrts-Management können sich in einer liberalen Gesellschaft nur dann legitimieren, wenn der Experte glaubwürdig unter Beweis stellen kann, daß er antifaschistisch und antirassistisch ist. Es ist also auch an ihm, zu zeigen, daß die neue Soziobiologie des Sexus nur die – einst von Graf Gobineau lancierte – Soziobiologie der Rasse ersetzt. Im Lichte dessen, was der soziobiologische Sexismus jetzt offenbart, erscheint der Rassismus als Auftakt einer kontinuierlichen Entwicklung. Wie rassistische Theorien des 19. Jahrhunderts dazu dienten, die Kolonialansprüche Europas zu untermauern, so dient jetzt das sexistische Denken der weltweiten Herrschaft des modernen Unisex-Humbugs. Der zeitgenössische Sexismus stattet das Potpourri von Eliten, die die heutige postkoloniale Ökonomie beherrschen, mit ideologischem Rüstzeug aus.

Alle Soziobiologen behaupten das gleiche.<sup>58</sup> Die Struktur ihrer Argumente ist von genialer Einfachheit und darum so verführerisch. Die meisten Leser sehen nicht, daß hinter dem ganzen umständlichen Diskurs, gespickt mit mathematischen Algorithmen und gewagten Statistiken, sich nichts weiter verbirgt als die folgende Behauptung: Schon bei den Primaten sei das Weibchen dem Männchen angepaßt.<sup>59</sup> Auch in primitiven Gesellschaften beherrschten die Männer die Frauen; in den Hochkulturen sei diese Dominanz institutionalisiert worden. Also sei es wissenschaftlich gerechtfertigt, für den Primat des Mannes und die Unterordnung der Frau eine genetische Grundlage anzunehmen: Die Geschlechterrollen seien ein für allemal durch die erbbiologisch verankerte Dominanz des Mannes über die Frau geprägt.

Nicht wegen der Schwäche dieser Argumentationskette lehne ich es ab, mich mit akademischem Sexismus zu befassen: Der Grund ist vielmehr der Stil, in dem diese Aussagen theoretischer „Biokraten“ vorgetragen werden. Er hat vieles gemein mit dem Stil des Rassismus von Gobineau bis Rosenberg – „wissenschaftliche“ Argumentation, die sich von vornherein nur an den Gläubigen wendet. Rassismus und Sexismus gleichen sich nicht nur in Argumentation und Stil; auch ihr Menschenbild ist aus dem gleichen Stoff. Beide, der Rassist wie der Sexist, unterstellen, daß Menschen in wissenschaftlichen Kategorien erfaßt und diesen gemäß in Rangordnungen eingeteilt werden können. Dunkle Haut, niedriger Intelligenzquotient, weibliches Geschlecht und andere genetische Mängel gehören in die untersten dieser Ränge. Aber nicht nur der Rassist, auch der Dienstleistungsprofessionelle setzt die Existenz einer objektiven Perspektive voraus, der gemäß er die Ansprüche auf rare Privilegien einstufen kann. Die Einstufungen beider erfolgen unter der Annahme, daß geschlechtsneutrale Einzelmenschen unter der Bedingung wachsender Knappheit handeln und leben müssen. Daher fügt sich diese Perspektive des Rassisten wie des modernen Pädagogen nur in die moderne westliche Kultur ein. Der Dienstleistungsberufene muß sich jedoch durch eine glaubwürdige Rhetorik legitimieren, die den Rassismus, den die profes-

sionelle Diagnose in sich birgt, verschleiert. Das Streiten mit den kruden neuen Soziobiologen überlasse ich jenen Kollegen, die durch ihre fachmännischen Brillen anstelle biologischer Minderwertigkeiten soziale „Bedürfnisse“ sehen – jenen Lehrern, Medizinern, Sozialarbeitern, die darin ausgebildet sind, ihre Mitmenschen mit Hilfe wissenschaftlicher Diagnosen zu Konsumenten ihrer Dienstleistungen herabzuwürdigen. Ihr Eigeninteresse, verbunden mit ihrem Optimismus, treibt sie zur Erkenntnis, daß ihre Karriere, die auf viel subtileren Einstufungen beruht, bedroht ist, wenn sie öffentlich mit den gröberen Soziobiokraten in eins gesetzt werden.<sup>60</sup>

### Der Sexismus der Sozialwissenschaften

In den letzten fünfzehn Jahren ist der Begriff „Geschlechtsrolle“ populär geworden. Rollenspiel, wissenschaftliche Abhandlungen, pädagogische Methoden und politische Rhetorik sind darauf aufgebaut. Mit wachsendem Bruttosozialprodukt scheint auch die Beschäftigung mit der Geschlechtsrolle zuzunehmen. Ob oder wie man seine Geschlechtsrolle wählt, annimmt oder weitergibt, ist in reichen Ländern zum kultivierten und bewegenden Dauerthema geworden. Die Rollentheorie der Soziologen behindert eine Analyse dessen, was Genus ist, noch mehr als die neuesten Konzepte der Soziobiologen; denn dort, wo Mann oder Frau als Menschen verstanden werden, die (eben) eine Rolle spielen, da werden sie aus dem symbolischen Rahmen gerissen, den ihnen Genus gab.<sup>61</sup>

Genus ist substantivisch. Das trifft nicht zu für das Geschlecht des ökonomischen Neutrums. In der Perspektive des Neutrums ist Geschlecht ein sekundäres Attribut, die besondere Eigenart eines Individuums, ein charakteristisches Adjektivum eines menschlichen Lebewesens. Der Begriff der Geschlechtsrolle konnte erst auftauchen, als gesellschaftliche Institutionen so strukturiert wurden, daß geschlechtslose Bedürfnisse von geschlechtslosen Klienten auf geschlechtslose Waren treffen, die in einer geschlechtslosen Welt produziert werden. Die Geschlechts-

rolle setzt die Existenz des geschlechtslosen Menschen voraus. Doch wird jedermanns Geschlecht nicht nur als eine Rolle oder Ausstattung mehr, als ein besser oder schlechter geschnittenes Gewand für bestimmte Anlässe – wie die Rolle des Elternteiles, des Akademikers oder Klempners – betrachtet. Für die meisten Menschen ist die Geschlechtsrolle viel weniger veränderbar. Frauen wissen, daß sie richtiggehend darin eingesperrt sind. In jedem Falle aber ist das Haben einer Geschlechtsrolle – sei sie übernommen, aufgebürdet oder übelgenommen – etwas ganz anderes als Genus-Sein.

Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob man von sich als Frau oder Mann spricht – oder als einem menschlichen Wesen mit weiblichen oder männlichen Geschlechtsmerkmalen. Genus bedeutet: entweder ein Kreis oder ein Quadrat sein. Dagegen ist die Geschlechtsrolle nur wie eine abstrakte Figur, ein Volumen, das als Kreis oder als Quadrat Form annehmen kann. Ich kenne Menschen, die tragen ihre Haut wie beliebige Unterwäsche, unter der sie sich als haut- und konturloses, plastisches Selbst fühlen. Andere empfinden ihre Geschlechtsrolle als Korsett, in das ihre – durch die Eltern „zugeteilte“ – geschlechtslose Libido gezwängt wurde, als genormtes Gerüst, dem sich jede Uniform oder jedes Gesellschaftskleid – die sie wechseln sowie gelegentlich ablegen können – überstülpen läßt. In Genus wird man hineingeboren und wächst darin auf; die Geschlechtsrolle ist dagegen etwas, das man erwirbt. Man kann die Eltern oder die Gesellschaft für eine „zugewiesene“ Geschlechtsrolle oder eine „unterrichtete“ Muttersprache verantwortlich machen, aber es gibt keine Instanz, bei der man sich über Genus oder vernakuläre Sprache beklagen kann.

Gemeines Genus unterscheidet sich von der Geschlechtsrolle wie das Sprechen, in das man hineingeboren wird, von der Sprache, die man in der Schule lernt – oder wie das Dasein in der Subsistenzwirtschaft von dem Existenz-Haben in der Geldwirtschaft. Vernakuläre Sprache, Genus und Subsistenzwirtschaft sind Kennzeichen für die morphologische Geschlossenheit des Gemeinschaftslebens. Dieses beruht auf der unausgesprochenen, aber oft im Ritus oder in der Mythologie ausgedrückten

Regel, daß eine Gemeinschaft – wie ein lebender Körper – nicht zu beliebiger Größe anwachsen kann. Unterrichtete Muttersprache, „Sexus“ und ein Lebensstil, der nur den Verbrauch von Waren kennt, beruhen dagegen auf der Annahme eines sozial offenen Universums, das durch Knappheit geregelt wird, die alle Wechselwirkungen zwischen Bedürfnissen und Mitteln prägt.

Genus begründet eine Komplementarität, die innerhalb der Lebenswelt alle Bereiche durchdringt und zugleich den sozialen Kosmos wie zu einer Glocke über „uns“ zusammenschließt – so fragil dieses schillernde Gebilde mit seiner stets sichtbaren Fuge auch sein mag. „Sexus“ dagegen erfordert ein Universum ohne Grenzen, welches eine virtuell unendliche Akkumulation zu gewähren scheint.

Strenggenommen kann man über Genus nur in Metaphern sprechen, denn es gibt keine zwei Lebenswelten, in denen es von gleicher Beschaffenheit ist. Die Komplementarität der Geschlechter, die immer in ihrer konkreten Ausprägung betrachtet werden müssen, schafft eine je spezifische duale Ganzheit – eine „Welt“, eine „Gesellschaft“ oder „Gemeinschaft“, die auf asymmetrische Weise von ihren Komponenten geformt und begrenzt ist. Da aber das Bestehen von Genus von der Größe und Gestalt der dualen Welt, deren Gefüge es schafft, abhängt, muß man die Morphologie<sup>62</sup> hinzuziehen, um Genus erfassen zu können: Eine Schnecke erweitert den filigranen Aufbau ihres Hauses um eine Anzahl immer größerer Ringe. Sie hört mit ihrer Bautätigkeit auf, wenn ein einziger weiterer Ring das Haus um das Sechzehnfache vergrößern würde. Anstatt der Schnecke lebensdienlich zu sein, würde dieser eine weitere Ring sie mit einem solchen Übergewicht belasten, daß jedes Wachstum ihrer Lebensaktivitäten gebremst würde durch die Aufgabe, die Schwierigkeiten zu bewältigen, die die Vergrößerung des Hauses über die Grenze des Zweckdienlichen hinaus nach sich zöge. Ab einem gewissen Punkt multipliziert sich das Ausmaß der Überwucherung, während die biologische Kapazität der Schnecke bestenfalls arithmetisch wachsen kann. Einem ähnlichen Problem beugt Genus vor, indem es die soziale Struktur,

die es schafft und von der jeder Aspekt des Lebensstiles geprägt ist, zugleich begrenzt.

Die Vorstellung, die in der Regel mit dem Begriff der „Geschlechtsrolle“<sup>63</sup> verknüpft ist, beinhaltet das genaue Gegenteil. Der Träger der Geschlechtsrolle wird stillschweigend als beliebig formbares Individuum betrachtet, dessen neutrale Libido-Anlage mehr oder weniger sexuell eindeutig geprägt worden ist. In den vergangenen hundert Jahren wurden die meisten Untersuchungen über die Unterschiede in den Tätigkeiten von Mann und Frau von Beobachtern gemacht, die an primitiven, traditionellen, exotischen Geschlechtsrollen interessiert waren, selbst zu einer Zeit, als dieser Begriff noch gar nicht bekannt war. So wurde Genus, wo es beobachtet wurde, als eine Art von „Sexus“ aufgefaßt.

Diese Verwechslung wird augenfällig in einer Feststellung, die M. Herskovits 1947 machte: „Kein Aspekt des ökonomischen Lebens der schriftlosen Völker hat mehr Aufmerksamkeit erregt als die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, und zahlreiche Versuche wurden gemacht, um sie zu erklären.“<sup>64</sup> Dieser Satz wimmelt von Vorurteilen: Die Grenze, die „sie“ von „uns“ trennt, ist „unsere“ Kenntnis der Schrift; alle Menschen führen ein „ökonomisches“ Leben – Homo sapiens ist immer ein Homo oeconomicus – und handeln unter der Annahme der Güterknappheit; der Autor weiß, was „Arbeit“ ist; die prärationelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ist das große Mysterium, das die moderne Anthropologie erklären muß. Inzwischen ist die von Herskovits erwähnte Literatur lawinenartig angewachsen, aber nur ein Bruchteil davon trägt zur Klärung des Unterschiedes von Genus und „Sexus“ bei.

Wie sehr die Studien über Geschlechtsrollen den Blick für Genus getrübt haben, kann man leicht verstehen, wenn man die Literatur jener drei Perioden betrachtet, in denen „Frauenarbeit“ im Blickpunkt stand: die viktorianische Ethnographie, die Kulturanthropologie zur Zeit des „New Deal“ und die jüngste feministische Forschung.

Die Viktorianer glaubten an soziale Evolution, und sie suchten eifrig nach Bestätigung in den Schriften der Forschungsrei-

senden und der Missionare. Fremdartiges und unerwartetes Verhalten faszinierte sie auf die gleiche Weise wie die außergewöhnlichen Lebensformen, die Darwin auf den Galapagosinseln entdeckt hatte. Aber anders als ihre Informanten hatten sie den Drang, ihre Funde zu klassifizieren. Wie fossile Knochen wurde Verhalten in Kategorien gepreßt, die man in evolutionären Schritten anordnen konnte und deren Krönung Englands viktorianische Mittelklasse als die höchste und für das Überleben tauglichste Stufe der Zivilisation darstellte. In den Vereinigten Staaten las eine Allianz von Frauen und Geistlichen diese Berichte als Beweismaterial für die Zeitlosigkeit der weiblichen Rolle als Heimchen am Herd und dafür, daß die weibliche „Natur“ ein Geschenk für die Männer sei, die hinaus in das rauhe Leben mußten, um die Natur zum Heile der Menschheit zu unterwerfen. Die Anthropologie der Geschlechtsrolle trat zunächst als wissenschaftlicher Beweis für eine Auslegung auf, die Ann Douglas „die sentimentale Lüge“ genannt hat. Im Kontext jener Auffassung konnte Frauenarbeit nun als Symptom für die rohe Behandlung verstanden werden, der das schwächere Geschlecht in unterentwickelten Kulturen ausgesetzt war. Dagegen galt das Eingehgtsein der Frau in sanfter Häuslichkeit als Fortschritt, ebenso wie die zunehmende Spezialisierung von Status und Beschäftigung des hart arbeitenden Familienernähers einerseits und seiner Frau, die von der Last produktiver Arbeit befreit war, andererseits.<sup>65</sup>

In den nächsten zwei Generationen war das wissenschaftliche Interesse an Frauenarbeit gering, aber zwischen 1935 und 1937 wurde es neu entfacht; binnen weniger als zwei Jahren erschienen drei klassisch gewordene Studien.

Margaret Mead betonte, daß der biologische Geschlechtsunterschied unmöglich die einzige Ursache sein könne für die soziokulturellen Unterschiede in der Persönlichkeitsstruktur von Mann und Frau, die überall auf der Welt zu beobachten sind.<sup>66</sup> Sie versuchte, diese Unterschiede im Rückgriff auf die psychologischen Konzepte ihrer Zeit zu beleuchten, die alle letztlich auf einer freudianischen Lesart des amerikanischen Familienlebens gründeten.

Im selben Jahr befaßte sich Ralph Linton mit dem Kontrast zwischen männlichem und weiblichem Verhalten. Er war der erste, der den Begriff der Rolle (1932) verwendete und die fast unbegrenzte Elastizität der Geschlechtsrollen beschrieb, die eine Kultur für ihre Mitglieder vorsieht. Er interessierte sich vor allem für Verhalten, nicht für Persönlichkeitsstrukturen.

Schließlich begann George Murdock<sup>67</sup> seinen „Ethnographischen Atlas“ zu publizieren. Ihn interessierte in erster Linie das Phänomen „Arbeit“ und wie diese zwischen Frauen und Männern aufgeteilt wird. Beim Studium seiner Karten erfährt man, daß auf Okinawa beide Geschlechter Töpferei betreiben, aber Männer deutlich mehr als Frauen; daß dagegen bei den Drusen nur Frauen töpfern; bei den Koreanern nur Männer. Murdock differenzierte neun verschiedene Grade der Teilhabe von Frauen und/oder Männern an elf verschiedenen Arten von Arbeit in mehreren hundert Kulturen.

Meads Haften an der Persönlichkeitsstruktur, Lintons Fixierung auf das Verhalten und Murdock's Einengung der Perspektive auf „Arbeit“ verwischten nur die Unterschiede zwischen Genus und der Geschlechtsrolle, die doch erst einsehbar gemacht werden müssen.

Um die Jahrhundertmitte schief das wissenschaftliche Interesse an Frauenarbeit wieder ein. Modernisierung stand jetzt im Blickpunkt. Zum erstenmal wurden Anthropologen von Politikern engagiert, um die Hindernisse für den Fortschritt auszumachen. Gerade in diesen Jahrzehnten, als die Methode der teilnehmenden Beobachtung verfeinert wurde, um über das, was in einem Dorf oder einer Hütte geschah, detailliert und mit Einfühlung berichten zu können, wurde geschlechtsspezifisches Verhalten meist als Hindernis für die Entwicklung, als Geschlechtsrollen-Stereotyp, als Ursache geringer Produktivität und als wesentlicher Faktor der Armut angesehen. Erst die von Frauen verfaßten anglo-amerikanischen Studien der siebziger Jahre räumten mit diesen Befunden gründlich auf. Sie setzten eine dritte Forschungswelle in Gang, diesmal aus feministischer Richtung. Der Männerblick auf die Frauenwelt wurde jetzt ein Forschungsthema der Anthropologinnen. Sie lieferten zahllose

Belege dafür, daß Generationen von anthropologischen Feldforschern keinen blassen Schimmer davon hatten, was Frauen eigentlich machen. Aber auch diese neuen Untersuchungen haben, diesmal von weiblicher Seite, nur die grundsätzlichen Vorurteile bekräftigt, die Genus als eine unterentwickelte Form der Geschlechtsrolle ansehen: ein Vorurteil, von dem sich, zuerst unausgesprochen, dann aber ausdrücklich, die früheren Anthropologen hatten leiten lassen.<sup>68</sup> Der größte Teil dieser Frauenforschung hat deshalb auch zur Verschleierung dessen, was Genus ist, beigetragen.